

Das Gesicht einer Stadt

Autor(en): **Schulze, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen + Wohnen = Construction + habitation = Building + home : internationale Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1959)**

Heft 3: **Stadtbau : Wirklichkeit und Ideen = Urbanisme : réalité et perspectives = City planning : reality and dreams**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-330021>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Albert Schulze, Vellinghausen

Das Gesicht einer Stadt

Der folgende Aufsatz war im Sommer 1954 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschienen. Was hier über deutschen Stadtbau geschrieben wurde, gilt im allgemeinen auch anderwärts. g

Wir Deutschen pflegen uns gern zu rühmen, daß unsere Heimatleute, unser landchaftsverbundener Partikularismus, unserer je nachdem eigenwillig echter oder auch nur im gedankenlosesten Sinne dickköpfiger Drang, aus der Reihe zu tanzen, sich als Bollwerk gegen die drohende, andernorts schon vollzogene Nivellierung bewähre. Nehmen wir einmal an, diese unsere Grundeigenschaften seien tatsächlich irgendwann einmal existente Wahrheit gewesen (und nicht bloß spekulative Phrase, gerade gut genug, um schlimmere Grundübel gefällig zu bemänteln) – nehmen wir an, sie seien gesellschaftlich brauchbare Dispositionen gewesen –, so müssen wir uns heute fragen: wie haben sie die mannigfachen Engpässe und Prüfungen der letzten hundert Jahre überstanden. Prüfungen, zu denen ich unter anderem sowohl die haltlose Bauspekulation der (von uns heute so verachteten) Gründerzeit rechne, wie heute etwa die im Muskulären so grandiose Kraftanstrengung, um nicht zu sagen Kraftmeierei dessen, was übereifrige Reklamechefs jetzt schon «das deutsche Wunder» zu nennen belieben.

Was hat unser Heimatsinn oder auch nur – den wir uns so gerne zuschreiben – unser Sinn für Gedeihen gegen die drohende Nivellierung auszurichten vermocht? Sehen wir uns daraufhin tatsächlich einmal eine unserer vielgerühmten Mittelstädte an – sei es vom Bahnhof her, sei es von den Ausfallstraßen, für die es heute den schönen Namen Zubringer gibt. Vom Bahnhof her ist der Zugang zu allermeist relativ unproblematisch. Mit hoher Wahrscheinlichkeit stößt man auf Bauten oder Baukomplexe der Gründerzeit – aus der Zeit, in der eben unsere Eisenbahnen (wir würden heute sagen: ihr Programm) entwickelt wurden. An diese Bauten haben wir uns, gleichsam im Zustand der läßlichen Sünde, gewöhnt. Teils weil die mehr oder minder verlogene Stuckpracht Moos angesetzt hat; teils weil diese Bauten für unser heutiges Auge (das inzwischen so viel Schlimmeres erblicken mußte) mitunter noch einen Hauch und einen Schimmer guter, alter solider Proportionen in sich verwahren.

Lassen wir also diese Bahnhofplätze mit ihren nun schon, ich will nicht sagen, ins Erträgliche, aber doch ins Unwirklich-Historische entrückten Hohenzollernecks, Germaniabierstuben, Rheinblicks, Sauerländer Höfen, oder wie immer ihre Prachtbauten heißen mögen. Versetzen wir uns vielmehr auf die Ausfallstraßen. Was bekommen wir zu sehen? Ich gehe vom Angenehmsten aus: Hie und da eine Tankstelle, manch eine von luftig hübscher, attraktiver Farbigkeit (sie soll ja den Autofahrer verlocken, ex improviso Halt zu machen und zusätzlich und vielleicht gegen sein ursprüngliches Programm – das ihn zu einer konkurrierenden

Marke führen würde – hier schon bei der hübschen Farbe zu tanken. Das heißt im Endeffekt, Geld zu lassen).

Der Bau dieser Tankstellen, das ist für unsere Betrachtung nicht unwichtig, wird von seiten der fünf oder sechs durchaus überlokalen Benzolfirmen subventioniert, diese beraten beim Bauen oder sie stellen die genormten Pläne ihrer nicht schlechten Architekten zur Verfügung. Kurz, diese Tankstellen sehen meist erträglich, oft sogar relativ anmutig aus.

Was sehen wir sonst längs diesen Zubringerstraßen? Zumeist, wenn die betreffenden Mittelstädte nicht zu groß sind, Pilzkolonien familiengerechter, das heißt treuherzig-pofelig-heimeliger Einfamilienhäuser – die Dachmütze spitz und recht tief übers Träumernäschen gezogen. Heimatstil, knorrig-traulich, mit winzigen Fenstern, Marke Knusperhäuschen, hie und da mit quallig weichen Barockornamenten dick verputzt, meistens aber trutzig schlicht, die Haustür mathematisch genau in der Mittelachse der Vorderfront – kurz: ein Heimatstil, wie es ihn bis vor dreißig Jahren hier bei uns in Westfalen (ich gehe vom Nächstliegenden aus) niemals zuvor gegeben hat.

Es handelt sich nämlich bei diesem so überaus beliebten Denkmal der Heimatgesinnung perfekt um das Gegenteil. Dieses Haus ist nun und nimmer aus der Landschaft, will sagen, aus unserer Landschaft entstanden, sondern bestenfalls aus der schwäbischen und in Wahrheit aus dem Atelier von weiland Professor Schmitthener, Stuttgart. Dieses Haus trat in den zwölf Jahren einen Siegeszug durch die deutschen Gaue an, einen Siegeszug wie eine Epidemie – und gilt heute bei den uns kommandierenden Baubehörden bei Landschaftsverbänden und Heimatschutzvereinen als das a priori konzessionierte Idol des deutschen, privaten Hausbaus, ist aber für empfindliche Augen der genaue Ausdruck des genauen Gegenteils: nämlich einer erschreckenden Nivellierung.

Gewiß, ich übertreibe etwas. Um aber Gruppenphänomene namhaft zu machen, muß man aussortieren und dann generalisieren. Das ist ohne ein gewisses Maß Übertreibung prinzipiell gar nicht möglich. – Nähern wir uns aber nun auf unserm Zufahrtswege der sogenannten Stadtmitte, so finden wir, wenn es sich um neuere Viertel handelt, hie und da einen Bautypus, der uns – ich kann da nur als Soldat reden – verflucht bekannt, geradezu alpträumhaft bekannt vorkommt. Ich meine den Typus Offizierskasino, von leicht filmischer Eleganz, von der konfektionierten Eleganz speziell unserer Filme – Sandsteinschwibbögen über dem Mittelportal, recht viel nutzlose Dachfläche, die gewisse Herrenhausallüre – und zu welchen gesellschaftlichen Festen, für welche Liebesmähler welcher heroischen Flugstaffel dienen diese Gehäuse?

Es sind ganz einfach unsere Knabenmittelschulen, unsere Arbeitsämter, unsere Katasterämter, unsere Mädchenoberschulen. Ob sie am Berghang liegen (natürlich ohne die Niveauunterschiede zu nutzen, um daran mal ein bißchen Formphantasie zu demonstrieren), ob sie am Waldesrand vor der Stadt oder am Parkring in der Stadt liegen, ob sie ein Trümmelfeld gütig überbrücken helfen, ob sie einen Rasenhof, einen Patio umstehen –

wie dem auch sei: sie alle träumen einer verlorenen Kasinoherrlichkeit nach, einer Zeit, in der der betreffende Architekt oder, häufiger, die Herren des zuständigen Hochbauamtes das Abc großdeutschen Bauens erlernten und das wirkliche Sehen lernten.

Dringen wir nun in der Innenstadt bis zu den repräsentativen großen Bauten vor, wozu außer den Banken und Bürohäusern zumeist die Verwaltungsgebäude der Kommunalbehörde zu zählen sind, so dürfen wir da zwar entdecken, daß der Typus Flakkasino aufgegeben ist – um dem nicht minder trivialen Typus «Kleine Reichskanzlei» Platz zu machen. Meine Damen und Herren – das bezieht sich zumal auf die Fensterordnung. Es sieht tatsächlich so aus, als hätten wir soeben, 1950 und 1954, das reine Rechteck entdeckt, die ungegliederte und gleichsam sprachlose Haferkiste, womit ich das reizende Bierlokal hier um die Ecke nicht beleidigen will, das steife Schilderhochhaus (das etwa in Frankfurt, und das ist da allerdings tatsächlich eine lokale Besonderheit, eine Dachkonstruktion in Form eines Herrenstrohhuts aufgesetzt bekommt). Das reine Rechteck, das durch nichts gegliedert, das nur aufgeteilt wird durch eine unendliche, fast immer kompaniesterke Anzahl niedriger Fensterlöcher. DIN-genormt. Nach Kommando des örtlichen Hochbauamtes.

Das Unheil liegt nicht allein in der Begrenztheit oder Unbegabtheit der einzelnen bauteilwerfenden, baupflegenden oder baugenehmigenden Individuen – obwohl diese gewiß nicht blanco freizusprechen sind, sondern in den verhängnisvollen Titeln nahezu absoluter Vollmacht, die die unselige Bauordnung, die übrigens noch aus dem vorigen Jahrhundert stammt, unseren Bürokratien in die Hand gibt. Von diesen absoluten Vollmachten haben unsere Behörden in früheren Zeiten nur sehr bedingten Gebrauch zu machen gewagt. In den geruhensamen Zeiten, in denen (je wie man's ansehen will) die kaiserliche Willkür oder die liberale Meute oder vielleicht beides zusammen am Regieren war, wagte man es schlechterdings nicht, das bauende Individuum durch den vollen Gebrauch der in der Bauordnung investierten Machtmittel zu verärgern. Das ist, seitdem die Bürokratie in den Nazi-jahren das uneingeschränkte Befehlen gelernt hat, heute, in unserer sogenannten Demokratie, anders geworden. Da wird mit der ganzen Schärfe des Rotstifts hemmungslos gegen irgendwem befremdliche, vielleicht zu moderne Fensterproportionen fast jeden privaten Bauentwurfs vorgegangen – und zwar aus dem ausschließlichen Grunde, daß der betreffende Lenker des Amtes sogenannte ästhetische Bedenken in sich wurmen fühlt, aus einer Ästhetik her, die er sich zu allermeist auf den technischen Hochschulen und in den sogenannten Kunstschriftchen der Hitlerzeit geholt hat. Also auf Grund eines «heimatverbundenen», in Wahrheit aber korrupt-reaktionären Baugeschmacks, der aus nichts anderem als den Abfällen hitlerischer Baugesinnung besteht.

Ich will nicht mit unzulässiger Verallgemeinerung behaupten, daß diese Generation, die unserer derzeitigen Baubürokratie – fast überall – vorsteht, gar nichts gelernt habe. Die Ausbildung wird in rein technischer Beziehung gewiß vortrefflich

gewesen sein. Bauen aber besteht ja nicht allein aus statischen und ingenieurtechnischen Berechnungen, sondern es ist auch der Ausdruck und das Resultat einer implizite künstlerischen Gesinnung. Die aber wurde in jenen Jahren entscheidend verbogen, verstümmelt und auf historisierende Großmannssucht hin deformiert.

Ich habe, um mich deutlich zu machen, einige Anleihen beim Höllenbreughel gemacht. Warum? Weil mir daran liegt, ganz scharf in den Blickwinkel zu rücken, warum unsere Mittelstädte so aussehen, wie sie sich dem empfindlichen Auge darbieten. Wir alle haben noch an der unseligen Erbschaft der Terrorzeit zu tragen. In den Großstädten vermag eine kopfstärke, in ständigem Kontakt mit außerdeutschen Wertmaßstäben stehende Architektenschaft sich schon einmal gegen die Bürokratie durchzusetzen. In den Mittelstädten fast nie. Das Theater in Münster und die Landwirtschaftskammer sind geradezu als Glücksfälle anzusprechen.

Gerade die kleineren Mittelstädte aber, die sich aus Mangel an pekuniären Mitteln an den kulturellen Konkurrenzen der großen Städte (die ja oft nur von einem schematisierten Kulturbetrieb zeugen) nicht beteiligen können (und das mag geradezu ihr Glück sein!), diese kleineren Städte also haben um so mehr die Verpflichtung und hätten wohl auch die Muße, auf ihre spezielle Weise an der würdigen Vorformung eines neuen Menschenbildes mitzuwirken. Das heißt ganz einfach: städtebaulich und baupolitisch! Gewiß ist, was die Aufgaben des Bauens angeht, im Augenblick die blanke Unterbringung der Menschen oder von Menschen das allerwichtigste. Ich bestreite es nicht. Das Wie aber steht so gleich an zweiter Stelle. Und das Wie bezieht sich nicht nur auf das Technisch-Hygienische, sondern auch auf das Sozial-Ästhetische. Dem Menschen Würde zu geben, ist ohne redliche Baugesinnung nicht möglich. Wirkliche Baugesinnung aber kann auf das Moment der künstlerischen Formung nun und nimmer verzichten.

Gerade da aber liegen die Chancen der Mittelstadt, auch der kleineren. Bauen muß auch sie. Warum setzt sie nicht allen Ehrgeiz darein, gut zu bauen? Baut sie gut, so vermag auch sie reichlich zu der allfälligen Bewußtseinsbildung beizutragen. Muß denn alle Kühnheit einzig den industriellen Ingenieursbauten überlassen bleiben? Man begrenze – das ist mein Vorschlag zunächst einmal – die Omnipotenz der beamteten Baudespotie. Man begrenze ihren Aufgabenkreis auf das strikte Notwendige. Man gebe ihr beratende, mit Stimmrecht begabte Ausschüsse aus dem Kreis der freien Architektenschaft bei. Ja, und man mache endlich Schluß mit der tyrannischsten aller Lebensweisen. Ich meine mit dem terroristischen Richtsatz: Wer nicht durchschnittlich ist, macht sich verdächtig. Mit dem Durchschnitt des Bauens haben wir unsere Städte verschandelt. Der neue Mensch ist auf Kühnheit und Wagemut angewiesen. Was aber diese Grundkräfte anbetrifft, so ist kein noch so kleines Gemeinwesen gezwungen, vom gleichberechtigten Wettkampf verzichtend zurückzutreten. Hier sind die Chancen, einer Stadt ein Gesicht zu machen, ein Gesicht, das sich dann zeigen läßt.